



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Aus Deutsch-Oestreich.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

ohne seine organisch bestimmten festen Theile verändern oder versetzen zu können; der Mensch, der Künstler wolle es nicht anders, nicht besser machen wollen als göttlich = natürlich!

M. S.

Leipzig, 13. October 1867.

Lieber verehrter Herr Louis Köhler!

Wenn auch nur kurz, so muß ich Ihnen doch ein Wort des Dankes sagen für Ihre liebe Erinnerung meines Dienstjubiläumstages am 12. Sept. dieses Jahres. Es jedem einzeln zu sagen, wie ich wohl möchte, ist mir nicht möglich; Karten schicken ist mir zu mechanisch. Es bleibt allenfalls zu decimiren, wie wenn bei einer gewonnenen Schlacht jeder zehnte Mann decorirt wird, oder bei einer verlorenen jeder zehnte erschossen; das ist mir zu unpersönlich, da ist's doch humaner, man sucht sich die Betreffenden hervor, was, wenn sie so in erster Linie stehen, nicht so schwer ist, und holt sie scharfschützenhaft heraus. Es waren der Ehrenbezeugungen weit über Verdienst viel. Nicht weniger der gütigen Freundeszeichen. Gott lohn's Allen! Ich nehme etwas herüber für den heutigen Geburtstag, der der 75ste ist. Manche sind frischer zu diesem Tage, Manche haben ihn nicht erlebt, so gleicht sich im Ganzen aus. Als Generation wird gar nur dreißig gerechnet. Nun, wenn einer in den Dreißig den Don Juan gemacht oder die Sifstina, so kann er auch damit zufrieden sein; es kommt auf die großen Zahlen nicht an! Und zur Befriedigung genug gethan zu haben, kommt er doch nicht und wenn er wie Methusalem würde. Es bleibt doch immer nur ein Anfang.

M. Hauptmann.

### Aus Deutsch-Oesterreich.

Die Besprechung der österreichischen Verfassungswirren in den „Grenzboten“ scheint hier und da Befremden erregt, den Schreiber dieser Artikel in den Geruch eines vom Deutschthum Abgefallenen gebracht zu haben. Das bestätigt freilich nur aufs neue, daß es außerordentlich schwierig ist, hiesige Verhältnisse Jemand klar zu machen, der diesen Verhältnissen nicht in irgend einer Weise etwas näher gerückt ist. Wissen doch viele Landesfinder sich in diesem Gewirre staatsrechtlicher und nationaler Beziehungen nicht zurechtzufinden und entbehren noch mehrere die Fähigkeit, die Dinge unter einem anderen als dem beschränktsten Gesichtspunkt der Partei zu betrachten. Recht gebildete Oesterreicher stellen sich z. B. unter der Sächsischen Nationsuniversität, d. i. der Vertretung der Deutschen in Siebenbürgen, eine Hochschule vor und haben keinen deutlicheren Begriff von dem Wesen der Hauscommunione in der Militärgrenze; ein österreichischer Minister, Fürst Felix Schwarzenberg äußerte unmuthige Ueberraschung, als man ihm sagte, daß „die Evangelischen“ in Ungarn sich noch in zwei Confessionen sondern; — dergleichen Züge ließen sich noch manche anführen, die den Ausländer trösten können, wenn es ihm zu schwer fällt, einen klaren Einblick in die inneren Angelegenheiten

Oestreichs zu gewinnen. Und wenn vollends hier viele Leser der „Neuen freien Presse“ und ähnlicher Blätter auf die Darstellungen in denselben schwören, während sie doch nur die Augen und Ohren aufzumachen brauchen um die Wahrheit zu erkennen: wie darf man auf unbefangene Anschauungen außerhalb rechnen! Der Hang, die Dinge nicht so zu sehen, wie sie sind, sondern wie man sie wünscht, ist ja unter allen deutschen Stämmen noch sehr verbreitet. Und daß sie an diesem Hange mit äußerster Zähigkeit festhalten, das ist der Hauptfehler der Führer der sogenannten deutschen, richtiger centralistischen Partei in Oestreich, dem verdanken sie die gegenwärtige Niederlage, durch ihn schädigen sie aufs gefährlichste die Sache, welcher sie zu dienen meinen.

Daß eine ziemlich weitgehende Centralisation in Oestreich möglich gewesen wäre und — bei der ungeheuren Verschiedenheit des Bildungsgrades in den verschiedenen Ländern — hätte segensreich werden können, habe ich bei einer früheren Gelegenheit ausdrücklich betont. Und noch heute wäre ein wirklich aufgeklärter Despotismus wahrlich nicht das schlimmste, möchten auch einige interessante Nationalitäten darunter verkümmern, diese oder jene „Er rungenschaft“ in Ruhestand versetzt werden. Aber der östreichische Despotismus hat es nie verstanden, dasjenige, was dem Boden frei entsprossen war oder doch im Laufe der Jahrhunderte in demselben Wurzel geschlagen hatte, zu schonen und allmählig umzubilden, wie das Interesse des Ganzen es erheischte; nicht unter Joseph II., geschweige unter seinen Nachfolgern. Ausroden, gewaltsam ersticken oder doch alles unter die allgemeine große Scheere bringen, das war die Staatsweisheit, welche die alten Rechte und Vorrechte, Echtes und Lebensfähiges wie Unsinniges und Abgestorbenes, zu Heiligthümern in den Augen der Völker machte, und sie gegen die von Wien ausgehenden Centralisationsideen aufhekte. Bis 1867 konnten die deutschen Liberalen die Schuld noch von sich ab und allein auf die Schultern des bureaukratischen Regiments wälzen; seitdem haben sie gezeigt, daß sie, wenn auch nicht Bureaukraten, doch aus derselben Schule hervorgegangen sind. Mit starrem Eigensinn hielten sie an dem Dogma fest, aber als richtige Doctrinäre wollten sie unter freisinnigen Institutionen erzwingen, was der Absolutismus und der Scheinconstitucionalismus nicht hatten durchsetzen können. „Ihr sollt euch frei aussprechen, aber es versteht sich von selbst, daß ihr nur das sagt, was wir hören wollen.“ Systematisch hat man seit zwölf Jahren die Schwierigkeiten groß gezogen. Als die Wünsche noch bescheiden waren, schlug man sie consequent ab, und regelmäßig wundert man sich und klagt, daß die endlich von der Noth erzwungenen Zugeständnisse nicht mehr befriedigen. So ist man von der ungarischen Adelsadresse und den Cötvös'schen „Garantien“ zu dem Minimum „gemeinsamer Angelegenheiten“ gelangt, so hat man die czechische Opposition von dem parlamentarischen Boden verdrängt und es ihr zu einer nationalen Ehrensache gemacht, völlige Restitution zu begehren, so zögerte man mit der Erfüllung der Versprechungen, welche ohne Zweifel 1867 den Polen gemacht worden sind, so lange bis das gemäßigte Element unter denselben zum Schweigen gebracht war, so hat man endlich allen nicht-deutschen Bestandtheilen des Parlaments den Vorwand zum Austritt ent-

gegengebracht. Und jede Niederlage des Systems wurde wie ein Sieg gefeiert, jede erhöhte den Uebermuth der leider sogenannten deutschen Partei. Nie hat sie einsehen wollen, daß jede Nationalität starke Elemente in sich birgt, mit welchen zu verhandeln und zu vertragen wäre. Als die böhmischen Tschechen mit Gelat den Reichsrath verließen, blieb ihnen nicht allein die gehoffte Nachfolge der Galizianer und die Bundesgenossenschaft der Magyaren aus, die Tschechen aus Mähren, ja eine kleine Fraction der Böhmen harrete noch längere Zeit aus, aber der deutschen Majorität fiel es nicht ein, diese an ihre Sache zu fesseln, nämlich als Partei; einzelne Abgeordnete „gewann“ man allerdings, um sie sofort alles Einflusses in ihren Ländern zu berauben. Und wie damals, so zeigten auch in den letzten Wochen die Wortführer im Abgeordnetenhanse die vergnügtesten Gesichter und die beste Lust, weiter Parlament zu spielen. Beinahe möchte man bedauern, daß der Kaiser auf die Zumuthung nicht eingegangen ist, sämmtliche Landtage, deren Vertreter den Reichsrath verlassen haben, auflösen und Neuwahlen ausschreiben zu lassen. Aus diesen würden, darauf ist Hundert gegen Eins zu wetten, lauter Landtage hervorgegangen sein, welche entweder gar keine Wahlen für den Reichsrath vorgenommen oder den Gewählten die Nichtannahme des Mandats zur Pflicht gemacht hätten. Für diesen Fall hatte das Ministerium sein „Nothwahlgesetz“ vorbereitet und wir würden mit Staunen gesehen haben, welches Monstrum damit in die Welt gesetzt werden sollte. Man müßte bei den Lesern eine genaue Bekanntschaft mit den örtlichen Verhältnissen voraussetzen oder sehr weitläufig werden, um zu zeigen, daß jenes Gesetz völlig unausführbar ist, aber jeder Bezirkscommissär würde das Ministerium darüber aufgeklärt haben. Dann wenigstens ließe sich der vollkommene Bankerott der Partei auch nicht einmal von so unverdrossenen Janitscharen leugnen, wie sie in den Organen von Herbst und Giskra ihr Wesen treiben.

Da es nicht zum Aeußersten gekommen ist, so geben sich die Herren immer noch die Miene, das Opfer einer Intrigue geworden zu sein, und natürlich muß wieder Graf Beust der Intriguant gewesen sein. Es ist wohl nicht anzunehmen, daß der Reichskanzler große Anstrengungen gemacht habe, um den Herren Hasner, Giskra und Herbst über die neuen Schwierigkeiten hinwegzuhelfen, nachdem er einmal die Ueberzeugung von der Unhaltbarkeit ihrer Politik gewonnen und aus ihrem persönlichen Verhalten gegen ihn deutlich entnommen hatte, daß sie mit Vergnügen ihn beseitigen helfen würden. Doch brauchte er gar nicht activ aufzutreten, die Herren rannten geradeswegs in das Grab. Und sie und ihr Anhang sehen noch immer nicht ein, daß das Uebergewicht einer Nationalität über alle übrigen in Oestreich nur vermittelt eines offenen oder verhüllten Absolutismus möglich ist, daß ein parlamentarisches Regiment mit voller Preß- und Versammlungsfreiheit und einem vom Scheinconstitutionalismus erfundenen, künstliche Majoritäten erzeugenden Wahlsystem unverträglich ist. Als die Minister ihre Entlassung und Graf Potocki — seit seinem Rücktritt von allen Politikern als der Mann der nächsten Situation angesehen — den Auftrag zur Cabinetbildung erhalten hatte, und in ganz richtiger Auffassung seiner Mission mit der außer-

sten Linken in Unterhandlung trat, als derjenigen Partei, welche sich für die Erweiterung der Autonomie, aber auch für die volle Wahrung der Rechte des Deutschthums ausgesprochen hatte: da wurde in der Kammer und außerhalb derselben die lebhafteste Agitation in Scene gesetzt, um das Zustandekommen dieser Combination zu verhindern. Da der Präsident des Abgeordnetenhauses, Herr v. Kaisersfeld, der Mann der in academischer Form vorgetragenen confusen Ideen, sich so weit vergaß, in seinen Klagegesang directe Ausfälle gegen Reichbauer zu mengen — seine Eitelkeit scheint den Gedanken nicht vertragen zu haben, daß sein anspruchloserer Grazer Colleague zu Macht und Ansehen gelangen, er selbst hingegen als abgewirthschaftete Größe nach Hause gehen sollte — so darf man sich nicht wundern, daß die Journale Acht und Bann verkündeten für Jeden, der wagen würde, den Grafen Potocki zu unterstützen. Das war nicht allein jener kindische Nerger, der lieber den ganzen Suppentopf umgestoßen als ihn von einem Anderen geleert sehen will: die Partei schmeichelte sich in allem Ernst, man werde ihre Matadore demüthigt bitten müssen, das Ruder doch wieder in die Hand zu nehmen, sobald Potocki mit seinen Bemühungen gescheitert wäre. Da paßt dann aufs Haar: Den Teufel sieht das Bölkchen nie und wenn er sie beim Kragen hätte. Wie gern haben sie stets die Drohung, daß nach ihnen nur die Reaction kommen könne, benutzt, wenn es etwas zu extrohen oder Mißvergnügte zu beschwichtigen galt; aber nun mit Händen zu greifen war, daß nach Potocki der feudale und streng kirchlich gesinnte Adel an die Reihe kommen müsse, der seit langen Jahren auf diese Eventualität vollkommen vorbereitet ist, nun wiegten sie sich in die lustigsten Träume ein. Dem Grafen Potocki danken sie es, daß die Herren Clam-Martiniß, Egbert Belcredi (der ältere Bruder des Sistrirungsministers) u. s. w. nicht in diesem Augenblick schon regieren, die wenigstens versuchen würden, das Recept des Grafen Bismarck gegen den österreichischen Parlamentarismus anzuwenden. Ob ein solcher Versuch auf mehr als vorübergehenden Erfolg Aussicht hätte, darüber läßt sich streiten; aber leicht sollte der Liberalismus diese Gefahr nicht nehmen. An rücksichtsloser Energie würden es die genannten Männer nicht fehlen lassen, und wenn sie dabei nur einige Klugheit bewahrten, so hätten sie zu Bundesgenossen alle jene nationalen und religiösen Elemente, welche die jetzt unterlegene Partei durch Gedankenlosigkeit und Uebermuth gegen sich aufgebracht hat.

Vorderhand ist diese Wendung der Dinge verhütet. Potocki hat wenigstens ein Mitglied der äußersten Linken, den als Dichter nicht unbekanntem Abgeordneten v. Tschabuschnigg zum Eintritt in das Ministerium bestimmt und will im übrigen mit Departementschefs wirthschaften, bis eine neue Volksvertretung entweder diesen Männern ihr Vertrauen ausspricht oder andere Persönlichkeiten zur Verfügung stellt. Als eine wirkliche Kraft gilt der neue Leiter des Handelsministeriums, Baron De Pretis aus Südtirol, welcher schon während der letzten Jahre die eigentliche Seele dieser eine große Thätigkeit entwickelnden Centralstelle war. Reichbauer hat sich entweder wirklich einschüchtern lassen oder er traut sich selbst die Befähigung nicht zu, unter den obwaltenden Verhältnissen die inneren Angelegenheiten zu ordnen.

Und im letzten Falle hätte er dem Anschein nach Selbstkenntniß bewiesen. Der Grazer Advokat hat sich während der zehn Jahre seiner politischen Laufbahn als ein Mann von entschiedenem Freisinn und untadelhaftem Charakter bewährt, aber nicht nur keine Proben staatsmännischen Talents gegeben, sondern eher zu dem Glauben berechtigt, daß eine größere politische Aufgabe als die eines Abgeordneten leicht seine Kräfte übersteigen möchte. Sein Name wäre allerdings dem Cabinet von nicht geringem Werthe gewesen, welches sein Augenmerk vor Allem darauf richten muß und auch zu richten scheint, allen Bewohnern Oesterreichs das Vertrauen wiederzugeben, daß ihre Gleichberechtigung nicht bloß auf dem Papiere des Reichsgesetzblatts existiren solle. Gelingt das, so ist das Spiel gewonnen, denn noch bestehen überall im Reiche die Elemente einer österreichischen Partei, welche jetzt durch nationale Eifersüchteleien und Argwohn auseinander gehalten werden. Aber mit jedem Tage wächst die Schwierigkeit, die getrennten Glieder zu vereinigen, das Mißtrauen hat sich auf allen Seiten schon zu tief eingegriffen, und die Fabrikanten der öffentlichen Meinung halten es für ihre heilige Pflicht, dieses Mißtrauen unaufhörlich zu nähren und zu schüren. Den Slaven wird gepredigt, es sei doch wieder nur darauf abgesehen, sie zu bevorthellen, den Deutschen redet man ein, sie sollen czechisch gemacht werden, und die Leute, welche nicht blöde genug sind, sich dergleichen einreden zu lassen, fürchten doch, sich durch irgend ein Wort zu engagiren, für gutmüthige Dummköpfe oder „Erfaufte“ gehalten zu werden. Es hört sich nun freilich ganz gut an, wenn die Freunde des neuen Ministeriums sagen: „Alle die Regierungsmänner, welche mit ungeheurem Jubel als Gründer einer „neuen Aera“ begrüßt wurden, sind sehr still abgetreten und ihre Werke folgten ihnen nach; freuen wir uns der Gleichgiltigkeit und des Mißtrauens, welche die neuen Minister empfangen und durch Thaten überwunden sein wollen. Giskra so gut wie Schmerling ließ sich sehr schnell in den Glauben einwiegen, durch Uebernahme des Portefeuilles habe er schon den Staat gerettet, vor seinem bloßen Namen müßten alle Schwierigkeiten weichen, er sei unfehlbar, unersetzlich; wohl seinen Nachfolgern, daß sie nicht durch ähnliche Schmeicheleien bethört, vielmehr zu großen Kraftanstrengungen angespornt werden.“ Diese Logik klingt in der That nicht übel, sie setzt aber völlige Klarheit über nächste und fernere Ziele, völlige Selbstlosigkeit, festen Glauben an sich und ihre Sache, einen ungewöhnlichen Grad von Kraft und Ausdauer und endlich — viel Glück bei den neuen Ministern voraus. Hindernisse, welche Schmerling und Giskra, von dem Vertrauen und Enthusiasmus einer sehr bedeutenden Partei getragen, halb spielend hätten überwinden können, dürften die Kräfte ihrer Nachfolger leicht aufreiben! Hundert günstige Chancen, welche Jene unbenuzt ließen, sind für Diese gar nicht mehr vorhanden. Als man vor drei Jahren an die Verfassungsrevision ging, leugnete Niemand deren Nothwendigkeit, auch diejenigen, welche das Februarprotocoll seinem Inhalte nach für unverbesserlich hielten, mußten doch zugestehen, daß die Abmachungen mit Ungarn wenigstens formelle Aenderungen unvermeidlich gemacht hätten. Jetzt betrachten die Einen eine neuerliche Revision wie ein Attentat auf die Verfassung, als den Versuch, uns auf scheinbar gesetzlichem Wege um bürgerliche und religiöse Freiheit zu betrügen, und von den Andern, welche diese Verfassung negiren, weiß noch Niemand, ob sie sich an dem Werke der Umgestaltung derselben betheiligen werden oder nicht. Damals war der einzig richtige Weg deutlich vorgezeichnet und genug Stimmen wiesen auf ihn hin: jener Verfassungsentwurf, welchen der österreichische Reichstag in Kremsier ausgearbeitet hatte, mußte den Berathungen zu Grunde gelegt werden, damit wäre die Rechtscontinuität wieder gewonnen worden,

denn die Vertreter aller nichtungarischen Länder hatten, von der Krone zur Verfassungsgebung berufen, jenem Entwurfe ihre Zustimmung gegeben, erst durch die nachfolgenden Detroyirungen war der Zwiespalt erzeugt worden. Damals verschmähte man diesen Weg, wird er heute noch zu betreten sein?

Die Regierung hat vorläufig abgelehnt, ein Programm zu veröffentlichen, sie beabsichtigt, wie man hört, zuvörderst mit den Führern der verschiedenen nationalen Parteien in außerparlamentarische Unterhandlung zu treten, wie es seinerzeit mit den Ungarn geschah. Allein es fragt sich, ob die Führer ebenso wie Deak, Cötvös u. s. w. in der Lage sein werden, zu verbürgen, daß die Nation gut heißen werde, was sie vereinbaren — immer vorausgesetzt, daß eine Vereinbarung mit ihnen überhaupt gelingt. Nach den Antecedentien der Grafen Potocki und Taaffe, denen ihr früherer Colleague Berger wenigstens als rathender Freund zur Seite stehen soll, darf man annehmen, daß sie dem Verlangen der Länder nachgeben, die Befugnisse der Landtage erweitern und das Gegengewicht in dem reformirten Institute des Reichsraths finden wollen. Jetzt ist das Abgeordnetenhaus die Quintessenz der Landtage, das Herrenhaus, eine von dem Belieben der jeweiligen Regierungen bunt zusammengewürfelte Versammlung von Aristokraten, alten Beamten und Militärs, einigen Dichtern, Gelehrten, reichen Kaufleuten. Künftig würde die zweite Kammer aus directen Wahlen hervorgehen, die erste hingegen eine Länderkammer werden. Daß eine Versammlung solcher Art eine starke centripetale Gewalt entwickeln würde, dafür sprechen die Erfahrungen der meisten Staaten. Aber der Durchführung des Projectes stehen die Besorgnisse einzelner Nationalitäten entgegen. Die Polen werden sich stets gegen directe Wahlen wehren, weil durch dieselben eine starke ruthenische Fraction in die Reichsversammlung kommen würde, während sie gegenwärtig ihre Majorität in Landtage dazu benutzen, die ländliche Bevölkerung Galiziens beinahe mundtot zu machen. Die Deutschen lassen sich durch die Aussicht schrecken, von einer slavischen Majorität erdrückt zu werden — so gering ist in Wahrheit ihr Glaube an die Ueberlegenheit ihrer Cultur, die doch die Herren Schindler und Consorten so gern im Munde führen. Dieses leere Phrasenwesen muß freilich einmal aufhören, es hat zu nichts genützt, als die anderen Völkerschaften zu erbittern oder mit Rücksicht auf die Persönlichkeiten der Hauptculturträger den Hohn der Slaven herauszufordern. Beweisen müssen die Deutschen endlich, daß sie wirklich auf einer höheren Stufe stehen, wir sind des guten Glaubens, daß dieses Element in der That die Majorisirung nicht zu fürchten habe: sollte es aber so schwach sein, daß es nur durch ungerechte Wahlgesetze und Bevorzugung bei Vergebung der Aemter u. s. w. — nun, worauf in aller Welt wollte es dann seine Separatansprüche stützen? Schickt man den Ländern nicht mehr Beamte, welche die Verachtung alles nationalen Wesens zur Schau tragen, zeigt der Deutsche nicht bloß Stolz auf dasjenige, was seine Stammesbrüder geleistet haben, sondern bewährt er die gleiche Tüchtigkeit in seiner Sphäre, so wird auch das Widerstreben gegen die deutsche Cultur wieder schwinden. Die Slaven sind ja nicht so dumm zu verkennen, daß sie deutsche Sprache und Wissenschaft und Kunst gar nicht entbehren können. In Prag hat man den Czechen ein eigenes technisches Institut eingerichtet, aber nur eine winzige Minorität besucht dasselbe, die Mehrzahl ist der deutschen Anstalt treu geblieben, selbst die besten Lehrer czechischer Nationalität! Solche Thatsachen reden.

Verantwortliche Redacteurs: Gustav Freytag u. Julius Ehardt.  
Verlag von F. L. Herbig. — Druck von Gützel & Wegler in Leipzig.